

Nr. 103. Bromberg, den 7. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

(6. Fortsetzung.)

„Wie du willst. Wir werden ja sehen, ob der Mann vom Meer zu uns sprechen wird. Wann denn?"

„Warum nicht jetzt?" fragte Hugo Reynold.

„Nun? Und hier? Nein, nein. Abends, in der Kajüte, wenn meine Tochter sich dazu aufgelegt fühlt. Ist Ihnen das recht? Nun, dann ist das abgemacht."

„Ich muß sagen, daß ich nur aus Neugier und nicht aus Überzeugung an der Sitzung teilnehmen werde", erklärte Erik. „Mir fehlt jede Erfahrung in spiritistischen Dingen."

Drakenborchs Augen richteten sich fest und forschend auf Erik. Dann tat er einen tiefen Zug aus seiner Zigarre und ließ den Rauch durch die breiten Nasenflügel ausströmen.

„Glauben Sie fest, daß der Mann vom Meer mit uns reden wird?" fragte Erik.

„Quien sabe?" murmelte der Kubaner versonnen.

Man stand auf. Dolores erteilte dem Mulatten einige Befehle, und Erik folgte Colt in den Garten hinaus.

IV.

„Nun laß uns mit unserer Aussprache zu Ende kommen, Colt", begann Erik. „Weshalb bist du hier auf Hamra?"

„Nun, die Macht der Umstände hat uns eben wieder zusammengeführt — das hätte ebensogut in London oder Johannesburg geschehen können. Mein Angelegenheiten gehen nur mich an. Ich dachte, du wolltest über die deinigen sprechen."

„Nein! Aber über die unserigen. Nach dem, was uns beiden widerfahren ist, liegt auch für dich eine gewisse Gefahr vor."

„Uns beiden? Gestatte mir die Bemerkung, daß du allein die Hauptrolle spielst, während ich nichts weiter bin, als — ein Zeuge."

„Was soviel bedeutet, als daß dein Hiersein meine Lage im höchsten Grade verschlimmert. Hast du das nicht bedacht?"

„Gewiß! Von Anfang an, und deshalb ver'u'hte ich dir zur Flucht zu verhelfen."

„Lieber würde ich mich selbst stellen", versetzte Erik.

„Von dem Ausweg sprachst du ja schon. Aber ist es dafür nicht schon etwas spät?"

„Was meinst du damit?" Eine schreckliche Ahnung stieg in Erik auf, als Colt ihm plötzlich eine Zeitung überreichte. Erbleichend nahm er sie in die Hand, denn schon starrte ihm eine fettgedruckte Überschrift entgegen:

Rätselhaftes Morddrama
in leerstehender, verschlossener Villa
Freitag nacht.
Besitzer findet bei seiner Heimkehr
einen erstochenen Unbekannten vor.
Der Tote ein Belgier?
Gewalttat rätselhafter Autofahrer
bei Direktor E. F. Haber.

„Lies!" sagte Colt, und Erik, der wie versteinert dastand, gehorchte mechanisch.

„Am Sonnabend morgen wurde in einer nördlich von Stockholm gelegenen Villa eine unheimliche Entdeckung gemacht. Es muß sich dort ein ebenso unerklärliches wie blutiges Drama abgespielt haben, denn der von einer Auslandsreise heimkehrende Direktor Haber fand dort im ersten Stock einen ihm unbekannten, toten Mann vor. Die sofort benachrichtigte Polizei stellte fest, daß sich im Lauf der Nacht zwei unbekannte Personen in der Villa aufgehalten haben. Der Ermordete lag oben auf dem Flur, und dicht daneben die Mordwaffe: nämlich ein Degen, der einer an den Wänden befestigten Waffensammlung entnommen war. Die Möglichkeit eines Duells ist ausgeschlossen, da der Todesstoß von hinten geführt wurde, und zwar mit solcher Gewalt, daß er das Herz durchbohrte.

Fenster und Türen waren wie gewöhnlich verschlossen. Sonstige Beschädigungen oder Diebstahl hatten nicht stattgefunden. Weshalb die zwei ungebetenen Gäste die Villa in jener Nacht besucht haben, ist ein Rätsel. Sie kamen per Auto hin, und dieses hat den Spuren nach ziemlich lange vorm Hause gehalten. Daß es zwei Personen waren, ist daraus ersichtlich, daß in zwei Schlafzimmern die Betten benutzt worden waren.

Das Opfer und der Mörder müssen demnach in gutem Einvernehmen dort eingetroffen sein. Sie haben sich, wie die vorgefundene Zigarrentasche beweist, vorm Schlafengehen eine Weile im Rauchzimmer aufgehalten. Was sich dann ereignete, steht dahin. Nach Ansicht der Polizei waren es Diebe. Die Hintertür des Hauses scheint mit einem Dietrich geöffnet worden zu sein. In jeder anderen Beziehung ist der Vorfall in ein geradezu rätselhaftes Dunkel gehüllt. Der Täter scheint vollkommen von Sinnen gewesen zu sein. Er hat den blutigen Degen unter sein Bett geschleudert. Nachher hat er jedoch überaus schlau gehandelt, das Linoleum im Flur abgewaschen, sämtliche Fingerabdrücke vertilgt und die Mordwaffe neben der Leiche niedergelegt.

Der Tote scheint 35—36 Jahre alt zu sein: ein kräftiger, mittelgroßer Mann mit blauen Augen, dunkelm, kurzgeschnittenem Haar und Schnurrbart Er trug einen braunen Jackettanzug, samt Strümpfen und Halbschuhen von guter Qualität. Neben ihm lag eine Taschenlampe und ein geladener Revolver, was wohl beweist, daß er auf einen Angriff gefaßt war, daß er das elektrische Licht nicht angestellt hatte, und daß es noch nicht heller Tag war, als er getötet wurde.

Die Anwohner hatten nichts von dem Auto gesehen oder gehört und kannten den Ermordeten nicht. Da mehr als ein Tag verging, bevor die Entdeckung gemacht wurde, hat der Verbrecher vollauf Zeit gehabt, sich in Sicherheit zu bringen. Indessen ist die Polizei jetzt eifrig an der Arbeit und stellt Nachforschungen auch in Belgien an, da sowohl die Kleider des Ermordeten wie die Fabrikmarke seines Revolvers auf Brüssel hinweisen. In seinen Taschen wurde nichts weiter als etwas schwedisches Geld vorgefunden.

*

Selbst in seinen trübsten Momenten hatte Erik nicht gedacht, daß jenes Geschehnis sich im Zeitungsbericht so fürchterlich ausnehmen würde. Und das war seine Tat! Er konnte es nicht fassen, und doch war es so! Dennoch bewahrte er die Haltung und begegnete Colts Blick, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Wie du siehst, ist nur von dem Täter und seinem Opfer die Rede", bemerkte dieser kalt. „Ich scheine dem Auge des Gesetzes entgangen zu sein. Für dich und die deinen dagegen ist die Sache unbehaglich, und wenn die Polizei dich aufspürt, würde ich auch in eine schlimme Lage geraten. Wir

hatten ja beide nichts in der Villa zu suchen und haben uns der Pflicht entzogen, freiwillig Erklärungen abzugeben. Ich habe sogar die Spuren beseitigt und dabei den Fehler begangen, nicht an die Firmenzeichen im Anzug zu denken. Wenn du nun wenigstens abgereist wärst, wäre jetzt alles gut. Allein hätte ich mir schon geholfen, aber so zu zweien . . . Immerhin — jetzt stehen und halten wir zusammen — sind zwei an dieselbe Ruderbank gefesselte Galeerensklaven. Und nun kurz und gut: was denkst du zu tun?"

„Ich verstehe nicht — du scheinst mehr zu meinen, als du fragst?"

„Mag sein, aber das ist leicht begreiflich. Ich will nicht in meiner Arbeit und meinen Plänen behindert werden. Und dir rate ich nachdrücklich, dich nicht zu stellen! Jetzt, nach der Entdeckung! Das wäre kindisch. Schon aus Rücksicht auf mich darfst du nicht auf meine Kosten den Märtyrer spielen."

„Sprich es nur aus! Du willst es mir verbieten."

„So dumm bin ich nicht. Aber wiege dich nicht in Illusionen! Laß uns mal ein Denkexperiment machen: stell' dir vor, daß ich aus Gewissenhaftigkeit Meldung machte —? Ja, darüber bist du starr, aber ich könnte doch Lust haben, die Verantwortung abzuschütteln! Na, das war, wie gesagt, nur ein Gedanke, aber alles führt doch zu dem Schlußsatz, daß wir uns gegenseitig beistehen müssen, nicht wahr?"

„Beistehen!" Erik lachte bitter. „Auf welche Weise?"

„Durch gegenseitige Diskretion, durch dein Absehen von Maßregeln, die mich behindern, und durch mein Schweigen über dein — dein Malheur mit dem Degen . . ."

Jetzt erschien Drakenborch Arm in Arm mit Reynold auf dem Balkon, und Erik erwiderte nur leise und hastig: „Ich werde dir antworten, sobald ich zu einem Entschluß gelangt bin."

V.

Abends fragte Reynold nach der Zeitung, und Erik holte sie aus seinem Zimmer herunter und überreichte sie ihm in einer trotzigen Anwandlung von Selbstquälerei so, daß jener Artikel ihm in die Augen fallen mußte. Aber sein Vater beachtete ihn nicht, sondern vertiefte sich in die Börsennachrichten, während Märta neben ihm saß und in einem Buch las.

Erik stopfte sich eine Pfeife und ging aus. Er konnte nicht still sitzen. Es begann schon zu dunkeln, und ein leiser Abendwind säuselte in den Bäumen, während er langsam zum Strand hinabwanderte.

Ein heftiger Groll gegen Colt durchglühte ihn. Warum hatte er ihn nach jener Villa gebracht — und warum war er so unaufrichtig? Überhaupt — gab es im Mosaik der Ereignisse nicht allerlei, was er nur nicht zu erkennen vermochte. weil er ihm zu nahestand? Gewisse Linien — ein Muster — irgend etwas Wesentliches, Dunkles? — Aber wenn schon! Was bedeutete alles andere gegenüber der unausweichlichen unfaßbar harten Tatsache, daß er einen Menschen getötet hatte!

Er blieb stehen, und als er aufblickte, gewahrte er dicht vor sich die Kajüte. Sonderbarerweise empfand er dabei eine Art dumpfer Genugtuung. Ob er vielleicht den Geist des alten Kaperkapitäns sehen würde, den Drakenborch heraufbeschwören wollte? Nein, alles war still. Er ließ sich auf einen Stein nieder. Der Himmel hatte sich bezogen, und ein Regentropfen traf seine Hand. Jenseits des Sunds leuchteten die Fenster von Hamra.

Eriks Gedanken irrten unruhig umher . . . Dolores war ein schönes Mädchen . . . Ob ihr Vater wirklich glaubte, Briesmans Geist zum Reden bringen zu können . . . Dann ging ihm wieder jener Zeitungsartikel durch den Kopf, während die Bäume um ihn herum sausten und wisperten.

Plötzlich war es ihm, als ob sein Bewußtsein sich jäh auf einen einzigen Punkt konzentrierte. Er saß mit dem Rücken nach dem Waldrand gewendet, und ohne seine Stellung zu verändern, horchte er plötzlich auf. Er fühlte, daß in seiner Nähe irgendeine Veränderung vorgegangen war. Irgend etwas zwang ihn, atemlos aufzuhorchen. Der Wind war lebhafter geworden. Er raschelte in den Büschen und bewegte die Baumwipfel.

Da hörte er durch das Waldessausen in dem wispernden Chor noch etwas mehr . . . und zugleich wehte ihm ein kühler Hauch in den Nacken, der ihn wie ein leichter Schauer überlief.

Er vernahm eine Stimme, oder den Schatten einer Stimme.

War es Einbildung? Nein, er unterschied sie vom Säuseln des Abendwindes. Sie flüsterte Worte, die er vergeblich mit seinem Gehör zu erfassen strebte. Nun trat wieder Stille ein — unerträgliche, aufdringliche, warnende Stille . . .

„Erik Reynold . . ."

Er sprang empor. Sein Name mitten in diesem unausgesetzten Gewisper! Erst jetzt merkte er, wie tief die Dunkelheit sich auf ihn herabgesenkt hatte, und zugleich hatte er die deutliche Empfindung, daß irgend jemand ihn anstarrte.

„Wer ist da?" rief er aus? Keine Antwort! Vergeblich ging er am Waldrand entlang — drängte sich zwischen die Büsche. „Ist jemand hier?"

Nein, nichts! Alles still! Er riß die Kajütentür auf und strich drinnen ein Zündholz an. Der kleine Raum war leer.

Es begann sachte zu regnen. Kaum vermochte er den Rückweg zu finden. Er stolperte über Wurzeln und tastete sich an rauher Baumrinde weiter.

Wer war es, der durch Wind und Finsternis seinen Namen gerufen hatte? Er bemühte sich, nicht daran zu denken. Fing er denn an, den Verstand zu verlieren?

Jemand schreit.

I.

„Ich denke mir, daß Drakenborch heute nachmittag herüberkommen wird", sagte Reynold am nächsten Morgen beim Frühstück, und setzte dann in etwas unsicherem Ton hinzu: „Sein Vorschlag ist höchst interessant — meint ihr das nicht auch?"

„O ja," erwiderte Märta zögernd, „jedenfalls sehr ungewöhnlich."

Erik schwieg und verließ bald darauf das Haus. Draußen begegnete er dem Pächter und bat ihn um Erlaubnis, mit seinem Motorboot ausfahren zu dürfen, was diesen veranlaßte, ihn bis an die Brücke zu begleiten.

„War jemand von Ihnen gestern abend unten an der Kajüte?" fragte Erik scheinbar beiläufig, indem er den Motor in Gang setzte.

„Gott behüte!" Der Mann machte große Augen. „Dahin geht keiner von uns nach Dunkelwerden. War da wieder etwas los?"

„Nein, nein!" Erik erzwang ein Lachen. „Ich meinte, Stimmen zu hören, als ich dort spazieren ging, aber die klangen natürlich von irgendeinem Boot herüber. Auf Wiedersehen!"

Er steuerte auf den Sund hinaus, und als das emsig töffende Boot um einen Holm herumkam, zog er ein Kursbuch hervor und begann emsig darin zu studieren. Ja, um 9.51 kam in Norrtälje ein Stockholmer Zug an. Der brachte sicherlich Zeitungen mit . . . und nur um eine Zeitung war es ihm zu tun.

Es war bereits nach zwölf, als er die kleine Stadt erreicht hatte und so viele verschiedene Zeitungen unterm Arm trug, wie es dort nur zu kaufen gab.

Aber sie enthielten nichts, was für ihn von Wert war. „Das Eusta-Rätsel noch ungelöst . . . die Polizei setzt ihre Nachforschungen energisch fort . . . Man neigt immer mehr zu der Annahme, daß der Täter ein — vielleicht internationaler — Berufsverbrecher ist . . . Direktor Haber selbst ist der Ansicht, daß alles auf einem blutigen Streit zwischen Spritschmugglern beruht . . . Jedenfalls werden die nächsten Tage wohl Aufklärung über die Identität des Toten bringen . . ."

Spät nachmittags kehrte Erik heim. Märta saß unter der Linde und putzte Stachelbeeren, und er sank ermüdet neben ihr auf der Bank nieder.

„Du bist gesegelt?" fragte sie nach einer Weile.

„Nein, der Pächter hat mir sein Motorboot geborgt. — Ich war in Norrtälje . . . Hier sind allerlei Zeitungen . . ."

Zwischen ihren geschickten Fingern rollten die grünen Beeren unablässig in die Schüssel hinab. Endlich war sie fertig, faltete die Hände auf dem Schoß und blickte ihn an.

„Darf ich eine Frage stellen, Erik?" sagte sie mit ihrer warmen, ruhigen Stimme. „Liegt etwas vor, was dich beunruhigt?"

„Durchaus nicht! Was sollte das wohl sein? . . . Ich glaube, die tiefe Stille hier draußen macht mich ein bißchen nervös. — Und . . . nun, du weißt ja, Papas Kummer wegen Jägarö . . . Es ist ja nicht alles, wie man es haben möchte."

„Nein, das ist es nicht", sagte sie.

II.

Dolores Drakenborch war während Eriks Abwesenheit dagewesen, und man war übereingekommen, die Sitzung noch am selben Abend zu veranstalten. Der Himmel hatte sich bezogen, und als der kleine Scheinwerfer des Motorbootes kurz nach acht auf dem Sund herannahte, regnete es bereits heftig. Erik half Colt beim Vertäuen, während Drakenborch und seine Tochter an Land stiegen. Während die beiden jungen Männer ihnen dann folgten, fragte Colt: „Hast du die Zeitungen gelesen?"

(Fortsetzung folgt.)

Siebenbürgenfahrt.

Von Friedrich Just.

(7. Fortsetzung.)

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war das anders wegen der rigorosen Madjarisierungspolitik der Budapester Regierung. Aber seit 1890 suchte eine Gruppe der Sachsen unter Führung von Dr. Karl Wolff auf Grund wirtschaftlicher Zugeständnisse den Frieden mit dem Staat, und es kam zu einer gewissen Annäherung.

Durch den Friedensschluß von Trianon sind Madjaren und Sachsen Schicksals- und Leidensgenossen geworden. Die Madjaren hat das Geschick viel härter getroffen. Sie sind aus dem Herrschaftsvolke zur Knechtsnation herabgesunken. Der Haß der unterdrückten Rumänen hat sich gegen sie besonders heftig ausgetobt. Die Agrarreform ist gegen die ungarischen Großgrundbesitzer radikal angewandt worden. Wir haben manch einen schönen Besitz zerschlagen und verfallen angetroffen, höchst unvollkommen mit den neuen Gehöften der rumänischen Siedler besetzt. Die ungarischen Schulen sind zumeist in rumänische umgewandelt worden, weil sie nicht im Besitz der Kirche waren. Dazu fällt die Rücksichtnahme, die den Sachsen gegenüber seitens der Rumänen geübt wird, bei den Ungarn fort. Dafür sind aber auch die Madjaren leidenschaftlicher und können sich mit den Verhältnissen nicht ohne weiteres abfinden.

Zudem ist das madjarische Volkszugehörigkeitsbewußtsein besonders einheitlich und stark in allen Bevölkerungsklassen und Konfessionen. Die Konfession tritt bei den Ungarn ganz zurück hinter dem Madjarentum. Nur ganz genaue Bekannte kennen die Konfession des einzelnen.

Und doch erlebe ich hinsichtlich der Konfession bei den Ungarn Klausenburgs eine Überraschung.

In Klausenburg treffe ich unter den Madjaren auch eine Konfession, die man nur noch in der Kirchengeschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erwähnt, die Unitarier. Sie haben mehrere Kirchen mit einem Knopf als Turmspitze, ein Predigerseminar und einen Bischof, mit dem ich ins Gespräch gekommen bin, und bilden 2,6 Prozent der Bevölkerung, etwas mehr als die Israeliten (2,2 Prozent). Die Unitarier verwerfen die Trinitas (Trinität), die Dreieinigkeit, und verfechten die Unitas, die Einheit Gottes. Im alten Polen waren die Unitarier oder Antitrinitarier im Reformationszeitalter stark vertreten, die Hauptgruppe trug nach ihrem Stifter, dem Italiener Sozinis, den Namen Sozinianer. Später aber wurden sie aus den polnischen Landen vertrieben und wandten sich nach Ungarn. In einem Kaffeehause finde ich noch die Spuren einer Kirche dieser polnischen Unitarier. Da steht nämlich über der jetzigen Küche in der Überschwelle der etwas rätselhafte lateinische Spruch: Sta foris sine pausa, non intrabis sine causa (Steh draußen ohne Pause, du wirst nicht eintreten ohne Grund).

Am Sonntag fahren wir auf einige ungarische Dörfer der Umgegend. Bei schönstem Sonnenschein. Über eine Höhe geht's mit weitem Blick auf schneebedeckte Berge und hinab zu dem Dorfe Körösfö. An den Straßen stehen hohe hölzerne Tore mit Schindeldach. Die dahinter liegenden Häuser und Scheunen haben ebenfalls Schindeln oder hohe Strohhauben als Bedachung. Die Straße bietet ein bewegtes buntfarbiges Bild. Der Kirchgang hebt an. Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen steigen in der malerischen Feiertracht zum Kirchberg hinan. Am schönsten sind die konfirmierten Mädchen. Den Scheitel krönt eine Borte, die mit bunten Perlen bestickt ist und lange Schleifen und Bänder über den Rücken hängen läßt. Das Pelzmieder über den weißen Puffärmeln des Hemdes ist rot bestickt. Der engfaltige schwarze Rock ist so aufgesteckt, daß der Rand eingebogen wird und das rote oder orangegelbe Futter zeigt. Das ist eine Erinnerung aus der Zeit, als die Madjarin noch zu Pferde saß. Über den Rock ist eine schwarze Schürze mit rotbuntem Rande gebunden und über den übereinander gelegten Händen wird ein gelbes Tuch getragen. Da die Mädchen früh heiraten, meist mit 16 Jahren, dürfen sie noch bis zum 3. Kinde die schöne Konfirmiertentracht tragen, nur müssen sie die Borte ablegen und statt deren einen weißen Schleier über den Kopf binden. Die Frauentracht zeigt stumpfere Farben und bunte oder schwarze Kopftücher. Die Schulmädchen gleichen Puppen mit bunter Schürze, einer Jacke und einem unter dem Kinn zusammengebundenem Tuch. Die konfirmierten Burschen tragen weiße, plissierte weite richtige Beinkleider, die über die hohen Schaftstiefel fallen, ein geblümtes Hemd mit weiten weißen Ärmeln und darüber eine buntgestickte Lederweste oder eine kurze Jacke. Aus deren Taschen gucken gestickte Taschentücher, die Geschenke der Braut. Um den Hals ist ein schmales Tuch schlipsartig geschlungen. Auf dem Kopf sitzt ein kleiner schwarzer Hut oder ein Strohhut. Die Männer, aber nur die reicheren Bauern, haben über die Schultern einen langen weißen Tuchmantel mit breiten grün und schwarz bestickten Rändern geworfen, der bis auf die Knöchel herabreicht. In der Kirche sitzen alle nach dem Geschlecht getrennt. Es ist eine reformierte Kirche ohne Altar. Der Pfarrer hat einen schwarzen Predigtmantel über die Schultern gehängt. Auf der einen Seite sitzen die Männer, auf der anderen die Frauen, die konfirmierten Mädchen voran, dicht dahinter die jungen Frauen mit weißem Kopftuch, dann die anderen Frauen nach dem Alter. Vor der ersten Bank stehen die Schulmädchen wie Blumen in Kleidern, und auf den Emporen sitzt oder steht die männliche Jugend. Mächtig braust der Psalmensang mit feurigem Atem durch die Kirche.

Über Bansfyhunyad (Huedin) geht's im bewaldeten Höhental der Körösch nach Großwardein (Oradea mare). Hier haben die Rumänen ein neues großes Denkmal des jüngst verstorbenen Königs Ferdinand errichtet. Aber die Stadt zählt unter der Gesamtzahl von 68 000 nur 8400 Rumänen, dafür aber 40 700 Ungarn und 17 900 Juden.

10.

Der Zigeuner.

Im Jahre 1417 erschienen sie zum ersten Male unter einem eigenen Wojewoden in Siebenbürgen, und jetzt trifft man sie in dem Völkergemisch überall auf den Straßen, in den Dörfern und in den Gast- und Kaffeehäusern der Städte: die Zigeuner.

Man kann sie in zwei Arten gruppieren, die Wanderzigeuner und die seßhaften. Wanderzigeuner sind uns bekannt, in Siebenbürgen aber sehen sie wilder und verwahrloster, zerlumpter und naturhafter aus, mit schwarzen Bärten und langem gelockten Haar. Der vorhin erwähnte Unterschied von wandernden und seßhaften Zigeunern ist freilich fließend. Die Ziegelstreicher z. B. richten sich für die Zeit ihrer Arbeit Feldhütten auf und sind nur solange seßhaft. Wir meinen aber unter den seßhaften die Zigeuner, die eigene Wohnhäuser haben und nicht in Wagen herumziehen. In jedem sächsischen Orte gibt es ein Zigeunerviertel, das an dem waschblauen Anstrich der kleinen zusammengedrängten, halbverfallenen Häuser mit den Weibern und zerlumpten Kindern davor kenntlich ist. Unter den Zigeunern dieser Viertel ist aber auch ein bedeutender Standesunterschied. Die niedrigsten sind Arbeiter. Jeder sächsische Bauer hat eine Zigeunerfamilie, die bei ihm ständig oder gelegentlich arbeitet und die er erhält. Eine gehobenere Stellung nehmen die Handwerker ein, vor allem die Schmiede, die auch ordentlicher aussehen. Die feinsten aber sind die Spielzigeuner. Jedes Restaurant und Kaffeehaus hat eine Zigeunerkapelle, und ohne Zigeuner gibt's keine Musik. Die Zigeunermusikanten sind mehr oder minder elegant gekleidet, je nach der Aufmachung der betreffenden Gaststätte. Ich habe mehrere Zigeunerkapellen gehört, aber nirgends habe ich ein Notenblatt von ihnen gesehen. Sie spielen alles aus dem Kopf, von den Volks- und Tanzliedern der verschiedensten Völker an bis zu den modernsten Opern und Operetten. Oder vielmehr der erste Geiger, der Primas, spielt vor und gibt den Rhythmus an, und die Kapelle begleitet ihn. Da die Musikstücke nach dem Hören gespielt werden, scheint die Tonführung wohl im großen und ganzen den Linien des Komponisten zu folgen, ist aber in Wirklichkeit ganz anders wie bei unsern Kapellen, eine Zigeunermelodie. Nicht nur der Mund bläst oder die Hand führt den Bogen, nein, der ganze Körper des Zigeuners bebt im Rhythmus. Ein besonderes Instrument ist eine Art aufreizender großer Flöte, Taragato genannt. Der Primas ist alles. Er steht vor der Kapelle, beginnt mit der Geige, nickt und wiegt den andern den Rhythmus zu. Dann dreht er sich zum Publikum und schaut unverwandt nach den Augen der einzelnen. Im allgemeinen achtet man nicht auf die spielenden Zigeuner. Die werden von den anderen Volksstämmen verachtet. Ihr Spiel gehört aber zur Unterhaltung. Sieht aber der Primas eine schöne Frau oder einen Herrn, der ihm ein größeres Trinkgeld gegeben hat, oder ein interessiertes Auge, dann geht er spielend, Schritt vor Schritt, ganz langsam zu dem Tische, an dem jene sitzen, nahe heran, neigt sich zum Ohr und geigt seine Melodien hinein. Am besten paßt der Zigeuner zum Ungarn. Der Madjar kann die ganze Nacht mit dem Zigeuner im Rausch des Trinkens und des Spiels sich auf Du und Du stellen, und am Morgen tritt er ihn mit dem Fuße. In einem Primas liegen große Möglichkeiten des Glücks, zumal die Musik die Pforte des Abenteuers und des weiblichen Geschlechts ist. Da er aber ungebildet ist, oft kaum oder nur mühsam seinen Namen schreiben kann, erfolgt, zumal bei dem sprunghaften Zigeunerblut, meist nach sternenhaftem Aufstieg der Sturz in die Tiefe.

11.

Die Kirchenburg.

Das charakteristische Kennzeichen des sächsischen Dorfes ist die Kirchenburg.

Die Kirchenburg ist auch das Symbol des Sachsentums.

„Ad retinendam coronam“, „Zur Bewahrung der Krone“ — so steht auf dem ältesten Siegel — hat der Ungarnkönig die deutschen Bauern ins Land geholt, in die natürliche Festung des Landes als festesten Wall. Das Christentum war gegen den Halbmond, die deutsche Kultur gegen den Osten, die Bauernfreiheit gegen die Sklaverei zu bewahren.

Ein Sachse zeigt mir seinen Kirchenpelz. „Zwei Einschnitte hat unsere Jacke. Auf der rechten Seite ist eine Tasche darunter angenäht. Der linke aber offen. Darin stak in alter Zeit das Schwert.“

Der Bauer mußte das Schwert neben dem Pfluge zur Hand haben. Er stand auf Vorposten, auf der deutschen Ostwacht.

Da nach Vertreibung des Ritterordens keine Ritterschaft den Schutz ausübte, mußte es der Bauer tun. Und er stand seinen Mann. Nicht als tollkühner Held und Kämpfer um des Kampfes willen, nicht mit der Romantik eines schönen Heldentodes, sondern zäh und verbissen, als einer, der nicht weichen darf. Ein Bauer hat eben im Kriege alles zu verlieren. Der Bauernboden wurde eine Waffenkammer. Nach dem Beispiele des Ritterordens legte der siebenbürgische Sachse Burgen an, Stätten der Bergung für Menschen, Vieh und Habe. Das sind die Bauernburgen; nicht romantische Wimpel frisch fröhlicher Kampfbereitschaft, sondern ernste, schwermütige letzte Zufluchtsstätten. Darum ist der Mittelpunkt der Befestigung immer die Kirche.

(Schluß folgt.)

K. K. 1768.

Auch eine Ehegeschichte von **Kurt Miethke.**

Die Einwohner der Stadt Summ lachten sich halbtot.

Im „Summer Anzeiger mit Handelsteil“ stand folgendes Inserat: „Witwer, der schon zweimal verheiratet war, sucht die Bekanntschaft einer reifen, im Haushalt erfahrenen Frau zwecks späterer Heirat auf diesem nicht mehr ungewöhlichen Wege. Nur solche Bewerberinnen wollen sich melden, die stumm bzw. taubstumm sind. Angebote unter K. K: 1768 an die Geschäftsstelle dieses Blattes.“

Der hat offenbar schlechte Erfahrungen gemacht, sagten die Ehemänner der Stadt Summ, warfen einen scheuen Blick nach ihren werten Gattinnen und dachten: So dumm ist dieser K. K. gar nicht. Im Gegenteil, es müßte ganz hübsch sein, wenn wir auch eine stumme Frau hätten . . .

Karol Kimme bekam vierzehn Offerten mit Bild. Drei davon schieden von vornherein aus, denn sie hatten bloß einen Sprachfehler.

Eine schrieb z. B.: „Ich stoße sehr heftig mit der Zunge an und hoffe ich, daß ich damit Ihren Wünschen genügend entgegenkomme . . .“

Unter den elf übrigen waren zehn zu alt und häßlich.

Blieb also nur noch Amanda Lorchel. Karol Kimme zog seinen Bratenrock an und besuchte Amanda Lorchel. Sie war hübscher, als er dachte. Sie hatte sich ein ganz ansehnliches Sümmchen gespart, das würde zu einer anständigen Aussteuer reichen.

Aber vor allem war sie stumm. Stummer als stumm. In der Jugend, so schrieb sie ihm auf einen Zettel, hatte sie durch einen Schreck die Sprache verloren, für alle Zeit, wie die Ärzte erklärt hatten.

Karol Kimmer küßte ihre Hand und schrieb ihr den Heiratsantrag auf einen Zettel. Sie las ihn viermal durch, bekam Tränen in die Augen und ließ sich von Karol Kimme, nachdem sie „Ja“ genickt hatte, küssen.

Vier Wochen später fand die Hochzeit statt.

Amanda zitterte vor Erregung, als sie mit Karol vor den Traualtar trat. Und als der Pastor sie fragte, ob sie Karols treues Eheweib werden wollte, traten ihre Augen plötzlich ein wenig hervor, sie begann zu würgen, öffnete den Mund und sagte: „Ja!“

Ein Wunder war geschehen. Vor Freude über ihre glückliche Verheiratung hatte Amanda die Sprache wiedergewonnen.

Der Pastor dehnte aus diesem Anlaß seine Predigt auf den doppelten Umfang aus. Die ganze Gemeinde vergoß Freudentränen.

Bei dem großen Festessen stand der Bräutigam einen Augenblick auf, um ein paar Zigarren zu holen, wie er sagte. Ging hinaus und kam nicht wieder. Statt dessen kam ein Brief:

„Liebe Amanda, sei mir nicht böse, aber ich habe schon zweimal Frauen gehabt, die reden konnten. Eine dritte kann ich nicht aushalten. Ich ziehe es vor, nach fernen Ländern zu fliehen. Verzeih mir! Es wäre so schön gewesen, wenn du weiter stumm geblieben wärest!“

Amanda las den Brief. Acht Tage später hatte sie vor Kummer die Sprache zum zweitenmal verloren. — Karol Kimme kann nun wieder heimkehren und endlich glücklich werden.

Bunte Chronik



* **Schreck und Freude töten auch Tiere.** In der Stadt Meßnes in Marokko wurde ein Esel den Löwen im Zwinger zur Speise vorgeworfen. Als der Esel die Löwen erblickte, fiel er augenblicklich tot zur Erde. Einer der Löwen packte ihn noch und biß ihn in den Hals, um das Blut auszusaugen; der Esel aber rührte kein Glied mehr. — Für tötende Freude wird folgender verbürgter Fall berichtet. Während des nordamerikanischen Befreiungskrieges hatte ein englischer Offizier seinen Hund in England zurücklassen müssen. Das Tier war während der Abwesenheit seines Herrn traurig und still und magerte zusehends ab. Als der Offizier zurückkehrte, erkannte ihn der vor dem Hause liegende Hund sofort, sprang mit lautem Freudengebell an ihm empor, leckte ihm das Gesicht — und fiel in demselben Augenblick tot zu dessen Füßen nieder.

*

* **Die heiligen Aale von Lombok und die Mütter.** Auf der Insel Lombok, die mit dem benachbarten Bali häufig zusammen genannt wird und als eines der Märchenreiche von Niederländisch-Indien gilt, gibt es einen Tempel der Heiligen Aale. In seiner Nähe wird allerdings keine Aalräucherei betrieben, welche die leckeren Tiere in der bei uns besonders beliebten Verfassung in die weite Welt hinaus schickt. Die heiligen Aale dürfen hier vielmehr ein ungestörtes Schlemmerdasein führen. Sie hausen in einem neuerdings sogar auszementierten Teich und werden von den Verehrern des Aalgottes überreichlich gefüttert. Zu ihren Besuchern gehören auch viele abergläubische junge Frauen der Insel, die von den Göttern die Mutterschaft erflehen und sich der Aale als Fürsprecher bedienen wollen. Sie schleudern Leckerbissen in den Teich und erwarten das Auftauchen eines der gewaltigen Tiere. Diese erklären sich sinnbildlich für die Übermittelung der Botschaft an die Götter bereit, wenn sie an die Oberfläche schwimmen und sich in ihrer vollen Größe von der über das trübe Wasser gebeugten Frau erkennen lassen. Volle Sicherheit für die Erfüllung des Mutterschaftswunsches ist aber nur dann gegeben, wenn wenigstens zwei Tiere gleichzeitig die schwimmende Labung suchen. Die Aale zeigen sich durchweg gar nicht geneigt, sich in voller Größe sehen zu lassen. Sie haben es nicht nötig, erst einen langen Weg zu einem Lockmittel anzutreten; denn sie können schon das Futter nicht bewältigen, das ihnen in die aufgesperrten Schnauzen sinkt, wenn sie am Grunde des Teiches ruhen. Kürzlich aber brachte man sie doch sämtlich durch eine List an die Oberfläche. Eine Prinzessin hatte ihren Besuch angekündigt. Die schlauen Tempelhüter verhinderten nun jede Nahrungszufuhr für die heiligen Tiere. Als die Prinzessin zur Stelle war, warfen sie dann kleine Kügelchen aus Teig und Eigelb auf die Wasseroberfläche. Da schlängelten sich Riesenmassen der gewaltigen Fische empor und schienen sich förmlich danach zu drängen, von der Prinzessin gesehen zu werden. Die aber zog mit der Überzeugung wieder ihrer Heimat zu, daß sie gewiß einer unübersehbaren Zahl von Kindern das Leben geben würde, und war sehr glücklich.

Lustige Rundschau



* **Das Theater als Erziehungsinstitut.** Paul und Pauline gehen ins Theater. Zum vierten Male in zwei Jahren hören sie abonnementsgetreu „Lohengrin“. — „Siehst du, das gefällt mir“, nickt Paul billigend, „da könntest du dir ein Beispiel nehmen.“ — „Ich? An was?“ — Wie bescheiden die Leute von früher waren. Vor vier Jahren haben wir schon „Lohengrin“ hier gesehen und die Elsa trägt heute noch immer dasselbe Kleid, das sie damals trug.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.